

03.01.1985.2078

Specht, Josef Anton

Westallgäuer Heimatblätter

ZEITSCHRIFT DES WESTALLGÄUER HEIMATVEREINS

Nr. 21

März/April 1978

14. Band

Josef Anton Specht

Ein vergessener Lindenberger Alpinist

Von Hugo Bilger, Lindenberger

Im Jahre 1894 fand sich in Nr. 9 der „Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins“ die Personalmeldung, daß in Wien am 14. April einer der verdienstvollsten alpinen Veteranen starb, ein Mann, der schon zu einer Zeit, als alpine Bergbesteigungen ohne Wege, Markierungen und Karten zu den Seltenheiten gehörten und auf dem Hochgebirge noch der volle Reiz des absolut Unbekannten, aber auch der Zauber und Bann unbestimmter Vorstellungen von Gefahren und Schrecknissen ruhte, großartige Bergfahrten unternahm:

Josef Anton Specht

Der am 29. Februar 1828 in Lindenberger im Allgäu als Sohn eines einfachen Landmannes Geborene, kam im Jahr 1849 nach Wien und übernahm etwa 1854 das Geschäft, in dem er bis dahin gearbeitet hatte, um es gemeinsam unter der Firma Luschka & Specht weiterzuführen. Soweit diese Personalmeldung.

Ellgasserstraße 4 in Lindenberger. Sie waren die Eltern des späteren Alpinisten Josef Anton und seiner Schwester Maria Anna, die die Ehe mit Klotz von Rothbach-Weiler einging.

Durch eine Reihe von erhalten gebliebenen Briefen aus der Zeit von 1841–1893, die fast alle an den Bergfreund Specht gerichtet sind, können wir die Kenntnisse über dessen Lebenslauf wesentlich erweitern. So verhand fast 40 Jahre lang eine tiefe Freundschaft von Jugend an den von Rößle her stammenden Bonaventura König (* 4. 10. 1827, † 10. 1. 1863) mit Josef Anton Specht. An diesen schreibt der Vater mit ungelinker Hand: „Lindenberger 5ten März 1842. Mit diesen bar zeilen mache ich dir zu wise daß noch kein Schreiber der Ellgäß erhalten habe von der Schweizt also waise ich dir nichts anders zu Schreibe als daß du bis am Herbst in Kempfen bleibe Sollst. Obrigens waise ich dir nicht Schreibe als daß du recht behen Sollst und fleißig Lernen die Mutter und alle laßen dich grüßen, ichkann noch nicht den bestimmte Tag noch nicht Schreibe wenn ich fortkomme ich glaube am 8ten Bethe doch fleißig und folge Mutter und bleibe bei ir zu Haus ich Grüße dich vielmal. Behne vor mich Xaver Specht.“

Der im Brief erwähnte Ellgäß war Handelsmann in der Enklave Estavayer des Kantons Friburg und ein Verwandter Spechts. Und im Brief vom 16. März 1843 an Josef Anton Specht erfahren wir von Bonaventura König, daß er in Mailand die italienische Sprache erlernt und sein Freund bei Ellgäß die französische paukt. Einen weiteren Brief vom Juli 1843 schließt B. K. an seinen „Theuersten Freund“ mit: „Lebe wohl, und der Schnurrbart, von dem du mir schriebe, liegt noch im Dunkel der Zukunft er wird aber schon zum Vorschein kommen, wenn die rechte Zeit dazu vorhanden ist. Schreibe mir auch, ob deine Haare sich nicht bleichen, wenn du dich in den Gewässern des Neudateller Sees badest? das man dich nicht mehr den Schwarzen heißen muß.“

Im letzten Brief seines Mailänder Aufenthaltes vom 5. September 1843 erfahren wir die Antwort: „da sich die Haare nicht bleichen, bist du also noch der Schwarzhäarige, wie ich der Gelbhäarige und es beweist das Sprichwort: Wir bleiben die Alten!“

Und nun erlernt Josef Anton Specht in Mailand bei Lehrer Cozzi auch noch die italienische Sprache. Bonaventura König, inzwischen wieder in seine Heimat zurückgekehrt, berichtet seinem Freund im Brief vom 1. 8. 1844, daß sein Vater Xaver Specht von einem böserigen Fieber befallen sei und deshalb nicht mit den Kuppelberden nach Mailand kommen werde. Dr. Heinrich von Weiler und Scheider von Scheidegg hätten ihn in Behandlung. Doch erst am 29. 8. 1844 berichtet B. K. seinem Freund Josef Anton, daß der Vater schon am 3. d. M. gestorben sei. Dr. Schneider stellte bei der Sektion Brand der Lungenspitze fest und die Bestattung sei am folgenden Tag erfolgt.

Nun hat ein Franz Kiene (1807–1856), Weiler, dessen Frau Anna Maria eine Tochter von der Rößle-Linie Franz Anton König Lindenberger (1761–1850) und Franziska Feurle war, die Vormundschaft des 17jährigen Josef Anton Specht übernommen. Kiene, der wohl in geschäftlicher Beziehung zu der Firma Frik & Bach in Nürnberg gestanden haben mag, versuchte im Februar 1845 seinen Schützling in dieser Firma als Lehling unterzubringen. Da diese aber angeblich seit Januar die Stelle

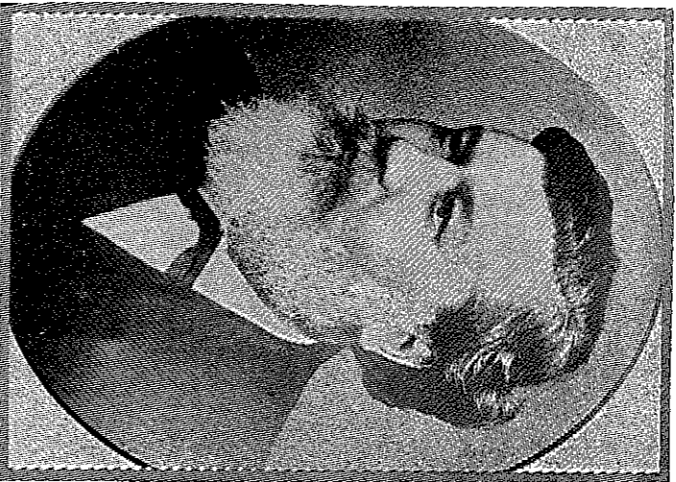
schon besetzt hatte, empfahl sie die betreuete Firma J. A. Landmann. Diese teilte nun Josef Anton Specht mit, daß er am 29. oder 30. März 1845 in Nürnberg eintreffen soll. Landmann schrieb weiter, daß sein Geschäft zwar keines der großen sei, Specht aber hinreichend Gelegenheit habe, bei Fießl und Ordnungsliebe sich in der deutschen, italienischen auch französischen Correspondenz und in der doppelten Buchhaltung ausbilden zu können. Er beschäftigte sich mit dem Einkauf und Versand von hier und in der Umgebung erzeugten kurzen Fabrik- und Manufakturwaren, die er meistens nach Italien, Sizilien, Griechenland und den benachbarten Inseln absetze. Specht dürfte mit der Pferdpost nach Nürnberg gereist sein. Das Geschäft der Firma Landmann befand sich in der Tucherstraße 25, während er sein Quartier in der Schilldiggasse 35 beim Krämer Ehrengrubber bezog.

Bis etwa 1851 einschließig war Josef Anton Specht in Nürnberg beschäftigt. Seine Lehrzeit war längst abgelaufen und nichts deutete auf eine Veränderung. Erst im Mai 1852 erfahren wir, daß Specht in Wien Stadt Nr. 74 wohnen und bei der Firma Luschka, Exporteur, eingetreten sei. Die Briefe seines Freundes Bonaventura König kamen immer spärlicher. Dieser hatte sich inzwischen verheiratet und die Sonnenwirtschaft in Scheidegg erworben nach dem Verkauf der Kreuzwirtschaft in Lindenberger. Er starb schon 1863.

Josef Anton Specht, der etwa seit 1854 Teilnehmer bei der Firma Luschka geworden war, dürfte wohl mit Erfolg sein Geschäft betrieben haben, denn er ließ seinen Verwandten in Lindenberger wiederholt Geld zur Finanzierung von Bauvorhaben usw. So ist in Weiler bei der Kgl. Bayer. Expedition am 14. Dezember 1856 ein Paket mit Bargeld im Gewicht von 26 Pfund 8 Loth im Wert von 699 Gulden an Specht aufgegeben worden und am 12. 8. 1857 ein weiteres Paket mit 76 Pfund und 2164 Gulden und 24 Kreuzer.

Bisher wurde nichts bekannt über die Bergtouren Spechts. Es kam wohl deshalb, weil er eine unüberwindliche Scheu vor dem Hinatreten in die Öffentlichkeit hatte. Er selbst hat nie auch nur mit einer einzigen Zeile seine Besteigungen verraten und war auch nicht zu Auskünften bereit. Der sonst so hebenswürdige Mann konnte in solchen Situationen sogar unbillig werden. So ist in der alpinen Geschichte lediglich nur das überliefert worden, was der Begleiter Spechts – Pöll aus Mathon – dann und wann erzählte, oder Freunde von Specht in Erinnerung behalten haben, zu denen u. a. auch der bekannte Schilderer seiner Bergfahrten, der St. Galler Weilmann, gehörte. Auch in den Fremdenbüchern fanden sich nur spärliche Aufzeichnungen. Mit Sicherheit jedoch kann man annehmen, daß Specht spätestens ab 1850 seine jährlichen Bergtouren begann. Erstmals erfahren wir, daß er am 26. August 1857 als erster Tourist die südliche Wildspitze, die Königin dieses Gebietes in den Ötztaler Alpen, bestiegen hat. Im gleichen Jahr erreichte er mit seinem Freund Wachtler aus Bozen Führeros den Groß-Venediger und mit zwei Führern den Großglockner von Kais aus.

So wurden von Specht in den folgenden Jahren besonders in den Ostalpen viele Besteigungen durchgeführt, aber nachweislich hat er 1861 die 3746 m hohe Weißkugel, den zweithöchsten Gipfel der Ötztaler Alpen, als erste touristische Erstbesteigung mit den Begleitern Leander und Klotz erreicht.



Es drängte sich nun die Frage auf, wer war denn dieser Specht, wer seine Eltern und welche Tätigkeit übte er in Wien aus. Die wenigen Zeilen, die über seine Herkunft und Tätigkeit Auskunft geben, erweisen sich als überaus bescheiden.

Der Stammbaum der Spechts ist bis fast 1600 nachweisbar. Es ist das Geschlecht, das sieben Generationen im Gasthaus zum Löwen in Lindenberger lebte. Der wohl bekannteste Nachkomme war der k. k. Amtsbaumeister Johann Georg Specht (1721–1803). Dieser vitale Mann und Erbauer zahlreicher Kirchen, überlebte zwei seiner Gattinnen. 1790 heiratete er – schon 69jährig – die nur 38 Lenze zählende Magdalena Knechtenhofer. Aus dieser dritten Ehe entsprossen die beiden Söhne Josef Anton, späterer Löwenwirt, und Franz Xaver, die beide in jungen Jahren in der Ziegelei des betagten Vaters arbeiteten, sowie die Tochter Maria Agathe.

Franz Xaver Specht heiratete Monika Wiedemann und besaß die kleine Landwirtschaft

Die Erstersteigung des Piz Buin

Im Jahre 1862 hat Specht den höchsten Gipfel der Stubai-er Alpen — das 3517 m hohe Zuckerhütl — mit zwei Führern bezwungen. Im folgenden Jahr erfolgte u. a. die Erstersteigung des 3163 m hohen Riffler der Ferialgruppe mit dem kühnen und verwegenen Gensberger Franz Pöll aus Mathon im Paznaun. Specht verband eine lebenslange, tiefempfundenen Freundschaft mit diesem Thiroir und ließ ihm bis zu seinem Tode regelmäßig finanzielle Unterstützung zukommen.

Die Erstersteigung des 3316 m hohen Piz Buin am 14. 7. 1865 ist von dem St. Galler J. J. Wellenmann, einer der Freunde Spechts, in seinem ersten Band „Aus der Firmenwelt“ in einer köstlichen Schilderung wiedergegeben worden. Wellenmann stieg von St. Anton am Arlberg über das Moostal gegen den Seekopf und dann über das Madleintal nach Ischgl und Gallur im Paznaun, um den ebenfalls angelegtesten Freund zu treffen. Nun berichtet Wellenmann:

„Hätte es nicht den ganzen Tag so arg geschüttelt, ich wäre längst zu Specht hinabgegangen (nach Ischgl), da ich herrliche Langwelle litt. Von einem Nachmittagsstlichen erwachend, hörte ich unten in der Wirtsstube mehr als gewöhnliches Leben und als ich hinabstieg und die Tür öffnete, siehe ... da saßen die sehnlichst Erwarteten schon beim Glase Wein. Von Specht vernahm ich nun ausführlich, was für Strapazen und Irrfahrten er durchgemacht, wie er aus dem Moostal nach Fasal und dann erst nach Mathon hinübergekommen und wie sein nichtsnutziger, des Weges unkundiger Führer in der nächsten Nacht zuweilen förmlich über den Abhang hinabgekugelt sei. Pöll berichtete, daß noch kein Siegeszeichen auf den Höhen der Silvretta-Gruppe flattere ...“

In gehobener Stimmung schritten wir am nächsten Morgen über die regendurchtränkten Felsen talen und hinauf durch Thiroisch-Fernmunt. Nach einigen Stunden rüstigen Ausschreitens wurde die Bieler Höhe betreten, wo wir uns zu langer Rast auf den Rasen streckten, um an dem Anblick des wunderbaren Gipfelrundes uns zu weiden, das nach seltener Frische und Schärfe, wie es nur nach starken Regengüssen der Fall, uns umgab. Denn zu eilen bräuchten wir nicht. Für den Buin waren wir heute jedenfalls zu spät. Ein passenderes Unterkommen denn die Hütte von Groß-Fernmunt gab es für uns heute nicht, und diese war ja, kaum eine Viertelstunde westwärts zu unsren Füßen ...“

Rüstig gehts nach der Alpmitte hinab, um den knurrenden Magen zu betriedeln. In der blendend weißen Ärmeln und ebenso weißer Schutze, die langsam und umsonst unsere Aufmerksamkeit erregt, als in hoch gelegenen Alpmitten solche Reinlichkeit selten herrscht, begruben wir die müderte, immer gut aufgelegte, rastlos tätige Kathi, eine junge Montanerin, mit klugen, lebendigen Augen, in denen Mutwille lauert. Sie ist das belebende Element und nebst dem Passeier, dem Pfäher der Alpe, der mit seinem zottigen Hund und einem Viehhändler über die Weide naht, die Seele dieser Gebirgswildnis ...“

Wie erwartet kam in der Nacht der Regen, so daß wir unbesorgt bis in den hellen Tag uns dem Schlaf überlassen konnten, und bald wurden wir sogar vom Schneegestöber heimgesucht. Ohne Aussicht auf besseres Wetter ging auch dieser Tag zu Ende ...“

Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Regen und Schnee haben aufgehört, wild stürmt zwar der Nebel noch um die frischbeschnitten Höhen, blauer Himmel schaut aber auch herab, uns mit bester Hoffnung belebend.

Schon als wir ankamen, meinte Specht, wir würden vielleicht gut tun, für den Fall, daß wir im Ober-Engadin sonst noch was unternehmen wollten, den Passeier mitzunehmen, wenn er sich dazu bereden lasse. Die Sache war schon der Überlegung wert, denn mit einem Manne wie er, der in ganz Paznaun der kühnste Jäger, und mit Pöll waren wir sicher, auszuführen, was im Bereich des Möglichen lag. Sonst gibt sich eigentlich der Passeier nicht mit Führen ab, da ers sonst gut genug hat. Höchstens aus Gefälligkeit geleitet er etwa einen Fremden über den Fernuntgletscher oder auf eine der nächsten Höhen. Als Specht ihm den Vorschlag machte, wies er ihn nicht ab, ja er betrachtete es als Freund und Landsmann Pöll's gleichsam als Nationalsache, daß

sie uns endlich auf die höchste Spitze des Roseg führen. Nur kann er nicht weg, bevor er mit dem st.-gallischen Viehhändler, mit dem er seit einigen Tagen in Verhandlung steht, abgemacht hat. Nun hat er ihm auf einen „Klapp“ 900 Schate verkauft.

Draußen hatte sichs unterdes vollkommen aufgeklärt. Verführerisch schön zeichnete sich auf dem klaren Himmel die Radspitze, so daß wir in Versuchung waren, ihr einen Besuch zu machen. Nur der neue Schnee und die Befürchtung, wir möchten uns zuschr darin ernütden und nicht die gehörige Frische mehr für den Buin haben, hielt uns davon ab. Dafür ersteigen wir nachmittags den nahen Vorsprung der Lobspitze ...“

Wieder die Tiefe studend, kamen wir zu einem klar spiegelnden Seelein, „im Gletch“ geteufen. Es ist zum Teil von warmen, sonnigen Rasenhängen geschützt und bietet mit seiner Umgebung ein so reizendes, behagendes Bild, daß wir allesamt, stillschweigend damit einverstanden, an seinem Bord uns lagerten und eine Viertelstunde verträumten. Specht, der etwas höher saß, wollte wissen, wie kalt das Wasser. Etwa 12 Grad meinte ich; worauf dieser nichts alligeres zu tun hatte, als nach der nachdringlichen Seite des Seeleins zu gehen, sich auszukleiden und hineinzu springen. Die Hand ist indes kein zuverlässiger Wärmemesser, und nachdem mein Gefährte einige Züge geschwommen und vor Kälte gepostet, beest er sich, ebenso schnell wieder aus Land zu kommen, kroch eilig ins Hemd und begann so, fast kugelrund wie er ist, Krebsrot vom Bade, über Stock und Stein, in die Kreuz und Quere zu springen, wie ein Besessener, welche unsäglich komischen aber zugleich brillanten Evolutionen uns Zuschauerern einen lebhaften Beifallssturm entlockten. Kennte ich nicht Specht als bewährten Bergsteiger, die Behendigkeit, die er entfaltet, wäre ein gutes Vorzeichen für die uns bevorstehenden Partien.

Die Gletscher des Hanneberges und der Bieltaler Spitze leuchteten grell aus der schwarzen Nacht ihres Felsrahmens, milde schimmernden im Monde die Schneehänge der Lobspitze, als wir um 2 Uhr frühe des 14. Juli die ostwärts sich denende Weide und das wasserreiche Moor überschritten ...“

Denselben Weg verfolgend, den wir vom Jahr gegangen, sind wir mit Tagesgrauen schon nahe dem Ende des Ochsenal-Gletschers. Dort verlassen wir unsere damalige Richtung, gehen hinüber nach dem westlichen Talhang,

Auf dem Gipfel

Fünf Stunden nach dem Aufbruch, um 7 Uhr, betraten wir, so frisch, als wären wir kaum gegangen, den höchsten Punkt des Berges, wo wir uns auf Schnee und darunter erscheinendem lockeren Gestein lagerten. Des Raumes ist eben nicht viel. Auch hier nicht die geringste Spur früherer Besteigung! Die Umschau übertrifft in jeder Hinsicht unsere Erwartungen. Denn nicht nur ist sie von gewaltiger Ausdehnung, nicht nur reicht der Blick in endlose Weiten, sondern auch für malerische Ausstattung, insoweit eine Gipelausschau das Malerische zuzählt, ist darin gesorgt. Das Augeschwelgt im Anblick der rings am Himmelsaum funkenden Firnen, das Herz fühlt sich ergriffen von der feierlichen Stimmung, die durch den unermesslichen Raum geht. Während unseres 3/4stündigen Aufenthaltes auf dem Gipfel war die Luft immer angenehmer, das Rundbild immer brillanter geworden, so daß es uns eigentlich schwer ankam, den Abmarsch in die Tiefe anzutreten ...“

Ans Seil gebunden, schreiten wir in tief aufgeweichtem Firn den Nordhang des kleinen Buin entlang und erreichen, allmählich ansteigend, die weite Firnensenkung zwischen seinem westlichen Kamme und dem Signalarhorn. Über festen, spaltenlosen Firn ging es dann dort hinab, wo, von schroffen Felswänden eingewängt, der Firnschlaglescher fürchtbar wild geborsten zu Tale stürzt. So gar nicht hatten wir gezeitelt, leicht darüber hinabzukommen, daß wir auf dem Zettel, den wir auf den Buin gelassen, vorausgesehen, wir gingen da hinab. Nun sehen wir, daß wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wie andere Gletscher, mag er auch diesen abnorm heißen Sommer mehr zerklüftet gewesen sein als gewöhnlich. Nachdem der Passeier ein Stück weit hinabgestiegen und berichtet, wie es aussehe, zweifeln wir zwar auch jetzt nicht mehr an

überschreiten noch eine Strecke weit steinigem Boden und betreten dann den Gletscher, über den es rasch hinabgeht, so rasch, daß Freund Specht, dessen „Blasbalg“, wie er es nennt, stark in Anspruch genommen, zuweilen in energischem Imperativ den Voranreitenden Mäßigung gebietet ...“

Vom Grate uns entfernend, d. h. eher westwärts uns haltend, stiegen wir durch das Kliff-talabyrinth empor, als uns plötzlich hoch oben zur Rechten, wo seit einiger Zeit nur Eiswalle herabstarrten, ein brennendes Rot überraschte. Es war ein wenig vorragender Felsgrat, der zwischen den noch in Dämmerlicht liegenden gerippten Eisbastionen heransah und mit ihrem zarten Meeresgrün in magischem Kontraste stand ...“

Als wir den hochauftretenden Absturz erklimmen, ging es sanft hinan; zuweilen kam noch eine weit sich erstreckende Kluff, bald aber hatten wir ungebrochene, harmlosen Firn vor uns. Jemem Gratteil zur Linken, über den wir auf dem anderen Wege hierher gelangt wären, sind wir nun ebenbürtig und nahen rasch dem schattigen Einschnitt zwischen den beiden Buin, die uns wild, doch nicht hange machend entgegenreten. Uns zur Rechten dehnt sich weit die Firnregion des ersten Gletschers, im Rückblicke zeigen sich klar und morgenrisch die Berge des Ochsen-tales, jene von thiroischer Fernmunt und Paznaun und darüber hin, vielfach verzweigt und vielfigelig, das Gebirge, das mehr nordwärts Voralpberg und Tirol scheidet, und die grauen Felsspitzen des Ledtles.

Etwas vor 6 Uhr haben wir schon die Lücke erreicht, wo sich ein beengter Blick auf Höhen des Untereingadins öffnet. Doch ist zuweilen noch so wild und schattig hier und bläst der Wind so grimmig kalt durch, daß wir nur erliegt an einen Hauten legen, was wir oben nicht brauchen, uns schnurstracks den uns vor der Nase auftragenden Buin anzugreifen ...“

Soweit war eigentlich die Partie ein Kinderspiel und auch jetzt mag's noch eine Weile leicht hinan gehen. Doch wissen wir nicht, was der Felssturz dort oben am aufsteigenden Rücken bringt, und finden für gut, die Steigeisen anzuschmallen. Mehr rechts, oder seiner südwestlichen Abdehnung zu, fänden wir vielleicht einen leichteren Aufstieg. Unsere pedalen Manier sind aber nicht gewohnt, viel Federlesens zu machen und schlagen den direkten Weg ein, der dicht unter dem Absturz des Rückens über die Nordwand führt, nicht zwar über ihre abschüssigen Partien, sondern durch eine Art Coullor, das an sie grenzt und jäh aufstrebend sie beherrscht ...“

die Möglichkeit des Hinabkommens, nur mügen wir die Zeit nicht darauf verwenden, die er brauchte.

Deshalb entschlossen wir uns für den Übergang über das mit 2898 m bezeichnete Joch, das wir im Hinabsteigen zur Linken hatten, und den Abstieg über den Pian Rai nach Val Thuoi ... Wir schlenderten langsam davon. Pöll voran, dann Specht und ich, durch eine ziemliche Strecke des Seiles, das ich zum Teil aufgewunden in der Hand trug, von meinem Vornmann getrennt. Das Nachschleppen des Seiles war mir lästig und ich hatte eben noch die leichtfertige Frage getan: Ob wir nicht alle uns losbinden sollten. Da — ich schaute statt auf den Boden in die Höhe und verteilte die Fußtapfen der anderen — fand ich mich mit Blitzesschnelle, nur fähig, im Sturz einen Schrei zu lassen, in eine dunkle Kluff versenkt, darin baumelnd im Leeren zwischen Leben und Tod, so weit das Seil mich hatte fallen lassen, vielleicht etwa 20 m tief.

So war es mein erstes, daß ich, mit der Linken über den Kopf, des Seiles mich versicherte, mit der Rechten des schon ihr entgleitenden Alpstocks. An den spiegelglatten Eiswänden suchte ich umsonst Halt mit den Füßen, sie glitten überall ab. Ganz unfähig, selber etwas für meine Rettung zu tun, blieb ich einen Moment hängen. Specht, der Wackere, hatte indes oben festen Stand gehalten. „Turnen Sie!“, rief er herb ... was wohl nicht ging. Dann jedoch, als Pöll zu Hilfe kam, fühlte ich, wie energisch sie oben um mich sich bemühten. Es ging rasch hinan, so rasch, daß ich, an Knien und Ellbogen heftig geschüttelt von den nun kommenden Unebenheiten, hinaufschrie, sie sollten nicht so unbarmherzig ziehen! An einem Gesimse fand ich an einem gestelzten Gebilde, durch herabtropfendes Wasser entstanden, meine Gletscherbrille hängen ... es wurde hel-

ler zwischen den grünblauen Wänden... Einbrechender Schnee, durch die Manöver meiner Gefährten abgelöst, überschleifte mich, so daß mir Hören und Sehen verging. Doch endlich fassete ich den Stock, den sie quer über die Spalte gelegt und werde gepackt von ihren Füßen und herausgezogen in den lieben warmen Sonnenschein.

Erst jetzt, als wir uns recht umsahen, wurden wir gewahrt, auf was für äußerst gefährlichem Terrain wir standen. Schrund folgte auf Schrund. Während ihrer Bemühungen um mich hätten meine Gefährten ebenso leicht dem verräterischen Gletscher zur Beute fallen können...

Gehörig angebunden, bei jedem Schritte aufpassend, beständig sondierend, schritten wir schweigend über das Plateau und jenseits hinab. An mir war die soeben erhaltene Lektion nicht verloren. Aus eigener Erfahrung weiß ich nun, daß die Gletscher nicht mit sich spielen lassen, und überlege, wie oft auf meinen einsamen Fahrten mir Ähnliches widerfahren könnte, ohne jede Aussicht auf Rettung. Wahr ist freilich auch, daß man allein gehend sich größerer Vorsicht befleißigt."

Soweit der ausführliche Bericht von J. J. Weilemann. Die Gruppe wanderte dann vom Joch zum Val Tuoi ins Engadin. Am 19. Juli

Nostalgische Plauderei — 2. Folge

Im alten Staufen vor 150 Jahren von Thilo Ludwig

Der Seesegraben

Im Marktflecken existierte keine Mühle. Wo auch hätte sie betrieben werden können? Nur an einem rauschenden Bach, der das Mühlrad trieb, und ein solcher wasserreicher Bach war auf der Staufner Hochfläche über dem Weisbachal nicht zu entdecken.

Wohl war der Marktflecken durch seine besondere topographische Lage seit jeher in einen oberen und einen unteren Flecken geteilt. Kennzeichen des Oberflecken waren Kirche, Tavernenwirtsbäuser und Schloß. Der Unterflecken aber war von einem munteren Bach durchflossen, dem sogenannten Seesegraben, der von Kalzhofen her kam und vom Girenbach gespeist, neben der Kalzhofer Straße dahinschlüßerte, den unteren Flecken ergußte und draußen vor Plätzen sich dann mit dem Altembergbach als Oberlauf der Argen qualifizierte.

Was ist wohl zur Namensherkunft des Seesegrabens zu sagen? Mit abgeschiedenen Seelen hat er gewiß nichts zu tun, wie schon fabuliert wurde. Das zu einem Herrngut gehörige freie Elgen hieß im Mittelalter sallant, Seeland, Seelgut.

Der Seesegraben nun grenzt die Schloßwiese ab, die einst Teil des dortigen Seelguts der Schloßherrschaft war.

Einige Flurstücke am Verlaufe des Seesegrabens führen die Flurbezeichnung Seela, Seela, Saala, Seele und das benachbarte Grundstück am Girenbach führte anno 1698 den Flurnamen Soaha.

Dieser Seesegraben, heute unsichtbar, weil total verrohrt, war damals noch auf seinem Lauf überall von grünem Wissen umsäumt. Bis 1971 noch spiegelte sich an der Kalzhofer Straße des Nachts der silberne Mond in seinen Wassern und am Tage blitzten die Wellen im Sonnenschein. Im Frühjahr und Sommer blühten am Ufer goldgelbe Dotterblumen und blaue Vergißmeinnicht und es war das Lachen glücklicher Kinder zu hören, die auf den eilenden Wellen ihre Schiffechen schaukeln und dahingeleiten ließen. Wie so manches Ferienkind auch war von diesem Spiel beglückt! Die lebendige Natur mußte weichen. Auslösende Ursache war der zentrale Hauptschule-Neubau in Kalzhofen. Die Wellen, die Sonne, Mond und Sterne über sich glänzen sahen, eilen nun in einem nachtschwarzen Gefängnis dahin. Kein Auge mehr kann sich erfreuen am fließenden klaren Wasser und kein lausendes Ohr vernimmt mehr das einst unaufhörliche geheimnisvolle Plaudern der Wellen, die auch keinen schwankenden, spätheimkehrenden, vom geraden Weg abkommenden Zecher mehr munter machen können wie in der Vergangenheit das eine und andere mal geschehen.

Rotgerber und Weißgerber

An dem noch natürlichen Bach lag des Rotgerbers Konrad Vogel Anwesen Haus Nr. 29

fuhr Specht vom Postbüro Samanden nach Chur mit der Postkutsche laut vorhandenem Fahrshchein. Die Gebühr betrug damals 14 Franken 70 Rappen.

Im folgenden Jahr 1866 erobert Specht die Vesulspitze. Erst 1869 erfahren wir wieder von Spechts touristischen Leistungen: die Erstbesteigung der 3098 m hohen Parserspizze in den Lechtaler Alpen mit P. Spiel.

Die erste Erstbesteigung des Fluchthorns mit 3408 m in der Silvretta erfolgte schon 1861 durch Weilemann und Pröll, die zweite am 26. Oktober 1872 von Specht.

Und 1874 erreichte Specht mit Pöll die erste touristische Erstbesteigung des 3099 m hohen Patertol der Fervallgruppe. Als letzte Bergtour von Specht ist uns die Erstbesteigung der „Hinteren Jantalfener-Spizze“ am 12. Oktober 1876 bekannt. Aber den Alpen hat der Bergfreund auch den Pic de Teyde, den 3730 m hohen erloschenen Vulkan auf der kanarischen Insel Teneriffa, bestiegen.

Um den „schwarzen Josef Anton“, der inzwischen weißhaarig geworden ist, wird es stiller, von seinem Vetter Löwewirt Xaver Specht erfährt er in Briefen Lindenberg Neuigkeiten, wie: 1877 neues Schulhaus, 1878 neues Stall- und Stadelgebäude beim Gashof

(heute Am Seesegraben 6). Zwischen Haus, Stallung, Stadel, Hofraum, Wurz- und Krautgarten und dem Bach erstreckte sich das Gartengartenpöndl. Im fließenden Wasser hatte der Rotgerber seine Haut schon vor Beginn des Gerbprozesses zunächst zur Reinigung liegen. Es folgte die Behandlung im Escher, einer Kalkbrühe, zur Lockerung des Haarbodens, dann war das Bindhautgewebe auf der Unterseite zu entfernen, schließlich kam die Behandlung in der Loh- und immer wieder war der fließende Bach unentbehrlicher Helfer. Die Loh- wurde aus Fichtenrinde hergestellt. Dazu waren bei einem Holzschlag die Bäume geschält, die Rinden gerollt, getrocknet und als Jahresbedarf im Stadel gelagert worden. Nach Bedarf wurden die Rindenrollen gebrochen und die zerklüfteten Rindensstücke im Lohstampf zerstampft. Diesen Lohstampf hatte der Löwewirt aber nicht am Seesegraben, sondern drunten an der Mühlehalde auf der Plan-Nr. 146 neben dem Walkgebäude des Weißgerbers eingetrichtert.

Der Weißgerber Sylvester Dietrich, Haus Nr. 57 (heute Bahnhofstraße 2) bedurfte für sein Gewerbe zwar auch Wasser, doch nicht in dem Umfang wie der Rotgerber. Er mußte mit seiner Werkstatt außer dem Walkgebäude allerdings, nicht unbedingt an einem Bache liegen. Seinen betriebsbedingten Wasserbedarf bezog er aus einer gemündlichen Deichelfahrt, sprich: Wasserleitung. Mit Wirten, Bäckern und Färbern hatten die Gerber ja doppeltes Brunnengeld und Kistenbeitrag zur Unterhaltung der Deichelfahrten zu leisten. Der Weißgerber gerbe Wilddecken, vor allem aber Schaf- und Ziegenfelle. Die Haare der Felle wurden anders als beim Rotgerber, in einem Schwitzprozeß entfernt. Für den Walkprozeß hatte der Weißgerber drunten an der Mühlehalde auf Plan-Nr. 145 ein Walkgebäude errichtet. Dem Weißgerber wie auch dem Rotgerber diente dort bestens der Abfluß der wasserreichen Mühlehaldequelle.

Im Bereich der Mühlehaldequelle beim Mühlehaldeweiher hatte auch der Olschläger Georg Häußler, Haus Nr. 67 (heute Weißbachstraße 7) auf Plan-Nr. 222, das rasch fließende Wasser als Treibkraft genutzt, seinen Olschlag errichtet. Später wurde ein Knotenstampfbetrieb.

Flurnamen

In Zusammenhang mit dem Gewerbe der Gerber zu bringen sei, so könnte man meinen, der Flurname „Leimacker“ für Plan-Nr. 195, zwischen der Immenstädter Straße und dem Taufachmoos. Es wurde nämlich im Laufe des Gerbprozesses von den Häuten und Fellern das Bindhautgewebe mit langen Messern abgeschabt. Die glitschige Masse wurde getrocknet und zur Leimfabrik gebraucht, wo der früher von den Schreibern begehrte und hochgeschätzte Tafelleim hergestellt wurde. Die Altherren erinnern sich als Bastler oder Mächler gewiß der Leimtafel in Form etwa einer Schokoladetafel.

Löwen, 1880 neue Distriktstraße von Riedhirsch nach Schneidegg.

Der Bergsteiger Specht soll bis in seine letzten Tage auffallend rüstig gewesen sein. Im Wiener Rathauspark und einigen der benachbarten Restaurants war der charakteristische Weißkopf regelmäßiger Besucher. Freundschaft, aber zurückhaltend, war bis zuletzt sein Wesen. Mit Interesse hörte er immer noch alpine Mitteilungen. Er starb am 14. April 1894 in Wien 4, Theresianumgasse 31, seinem Wohnort, und als Todesursache wurde Rothlauf (= Gürtelrose) eingetragen.

Welche heute kaum mehr vorstellbaren Leistungen der Bergsport zu damaliger Zeit erforderte, werden einem erst bewußt, wenn man bedenkt, daß die ganze Ausrüstung lediglich in genagelten Bergschuhen, Steigeisen, einem Bersstock aus Eschenholz mit Stahlspitze, einem Seil, Sonnenbrille und Fernrohr bestand. Es gab damals keinerlei Markierungen, keine Unterkunftsstätten, die Anfahrten waren langwierig und Verpflegung konnte oft nicht nachgeführt werden. Unter solchen Voraussetzungen muß man den Mut, die Ausdauer und die Kraft dieser ersten Alpinisten bewundern, und somit hat es auch Josef Anton Specht verdient, daß man sich auch heute noch seiner erinnert.

Da aber von einem Leimleder hier nichts bekannt ist und auch die Gerber keine Eigenumsbeziehungen zu dem Leimacker hatten, trifft es wohl zu, daß der Flurname „Leimacker“ ebenso wie die Flurnamen „Leimobel“ und „Leimobel“ für Holzmarken in Hinterreute auf lehmigen Untergrund zurückzuführen sind, sagt doch der an überkommener Mundart festhaltende Staufner noch heute für „Leimboden“ mundartlich „Loimboda“, woraus der Aktuar, der die Flurnamen schriftlich niederlegte, entsprechend aus dem Mundartwort „Loim“ ein schriftdeutsches „Laim“ oder „Leim“ konstruierte. Übrigens wurde aber auch schon in den Vereinigungsakten von anno 1801 neben einer „Küßgrube“ eine „Leimgrube“, also neben einer Kiesgrube eine Leimgrube, protokolliert.

In nicht allzu weiter Entfernung vom Leimacker befindet sich die Girenbachwiese, vom Girenbach durchflossen. Woher wohl kommt der Name „Girenbach“? Das „Gemaandtbuech“ von 1698 gibt uns da Auskunft. Artikel 29 der Statuten des Marktes Staufen von 1698 lautet: „Zuin 29 ist Zue wüßen, ds man schuldig ist die Roß im Vormittag in die Ober wüßen, den gürenbach genannt, mit einem gewissen und besonders Hürten zue halten und nit auf Änger Zuetreiben. Nachmittag aber in ds Soahla und Himmelreich in dieselbige wüßen, wie es von alters hero allzeit gebräuchlich gewesen“. Der Volksmund bezeichnete die Rosse als „Gurre“. Die Roßweide also nannte man von altersher „Girenbachwiese“, die heute schon in den Wohnblock-Bereich des stielig wachsenden, grünlandschluckenden Marktfleckens einbezogen ist.

Flurnamen dienten dem Landvolk zur Ortsbestimmung und Geländelage-Orientierung. Heute kennt jeder Fahrer auf der Alpenstraße das „Paradies“, wenn es auch in keiner alten Urkunde zu finden ist. „Himmelreich“ und „In der Hölle“ dagegen sind uralte hergebrachte und niedergeschriebene Flurnamen. Die „Alten“ hatten eine sichere Naturempfindung und fanden damit einprägsame treffende Namenbestimmungen.

Das „Himmelreich“ war ein plumiger Wiesenplan, über dem sich weit der unendliche Himmel dehnte. Die Sinne enthielten dort dem Irdischen. „In der Hölle“ aber fiel das Gelände in eine hohle Schlucht hinab, düster und schauerdend verlor sich ein Bach im Dunkel des Tobels, „Dobel“ und „Schachen“ aber gab es allerorten. Man mußte sie schon präzisieren, für den Bereich des eigenen „Heimatle“ unverwechselbar ansprechen. Außer natürlichen, geologischer Beschaffenheit konnten da Tiernamen dienen, Beobachtungen, wo zuletzt ein Bär, ein Wolf gejagt, erlegt worden war, wo Wildtiere ihr Revier, ihr Stelldichein hatten und Haustiere speziell zur Weide getrieben wurden.

So entstanden: Wolfhaag, Schweinhaag, Kälbberhaag, Kälbberbrunnen, Kälbberpöndl, Kälbber-

schaden, Bärenschachen, Schaafdobel, Schaafkopf, Fuchsplatz, Hasenbichl, Daxbau, Roßhenker, Roßwinkel, Rappenbühl, Sperber. Man muß die Rappen auf dem Bühl weiden sehen, wie sie sich dort als scharfe Konturen am Horizont vom hohen Himmel abheben. Und wo anders denn als in der Steibinger Flur konnte es zu einem Flurnamen „Gamsholz?“ kommen. Bisnar, Bisamar steht gewiß in Verbindung zur Bismarratte. Buchmader erinnert an die Marder, die auf einer von Buchen umstünten Viehweide ihr blutiges Unwesen trieben.

Segler der Lüfte

Kehren wir nun aber von Wald und Weide zurück in die Straßen und Gassen des Marktes, wo unter zahlreichen Häuserngebirg Schwalben ihr Nest gebaut hatten. Immerzu, ohne Ruh, flogen die Schwalben von und zu den Nestern, die stets hungrig aufgesperrten Schnäbel ihrer Brut mit einem Mückenhäppchen zu versorgen. Über dem ganzen Ort hörte man das beglückende „kiwit - kiwit“ der in den Lüften segelnden Schwalben.

Und manchmal, als seltener Gast schon, segelte einer groß und majestätisch über die Dächer hinweg und landete draußen im Moos, an einem der Trümpel dann stehend, wartend auf die sichere Gelegenheit: Ein Storch. Bis seine Schwingen im Anflug den ersten Schatten warfen, war da ein vielstimmiges Quakkonzert der Frösche. Nun wurde es für eine Weile ganz still.

Baut heute noch eine Schwalbe ihr Nest im Markt? Gibt es noch ein Quakkonzert der Frösche? Die Frösche und Kröten scheinen ausgewandert zu sein. Doch, eine kurze Zeit, waren sie plötzlich wieder da, zahlreich. Als anno 70, in unserem Jahrhundert wohlgemerkt, der Gemeinderat im Hochgratstübchen des neubauten Kurhauses tagte, drang durch die geöffneten Fenster von drunten, vom außer Betrieb gesetzten Fußballplatz her, wo sich wegen noch ausstehender Entwässerungsarbeiten im Kurhausvorgebäude durch längere Regenperioden, insbesondere von Kapfnang herdringend, ein selchter Sumf gebildet hatte, pausenlos ein Lobgesang von Quakern aller Stimmlagen herauf. Wochentlang. Es wurde vom Rat gerügt; es könnte die Kurgäste vergrämen. Und es war doch so melodisch, so an die gute alte Zeit erinnernd, an eine nie wiederkehrende dachte der Protokollführer, mit einem Ohr dorthin lauschend. Doch umar vu deana Grnudsrat hot gsait: „Loset amolei Deanez ischt niez. I wur muina, wembr a Kurort si went, sothba dia Sach it astande la.“ So verloren die Frösche bald ihre kurhausnahe neue Heimat und mußten wieder auswandern.

Einmal auch noch nach fünfzig Jahren oder mehr, war ein Storch gekommen. Ein Wunder. Am 4. Mai 1976 beim Abendläuten landete er souverän auf dem steinernen Kreuz des Kirchendachs über dem Portal der Pfarrkirche, stand da auf einem Bein, sein Gefieder eifrig putzend, stundenlang, unbeeindruckt vom Schall der ehernen Glocken, der Neugierde der wenigen Interessenten da drunten auf der Straße vor der Kirche. Im Morgengrauen erst setzte er seine Reise fort. Woher kam er? Wohin flog er?

Am 6. Mai 1976 ereignete sich das große Erdbebenunglück in Friaul. Das Beben, das mehr als tausend Menschenleben forderte, ließ auch in Staufen schwere Deckenleuchter pendeln, Tische, Bänke, Betten schaukeln und in der Umgebung in „gestrickten“ Bauernhäusern das schwere Gebälk köcheln.

Gab es etwa einen Zusammenhang zwischen dem Irrflug des Storches und den schon im Innern der Erde brodelnden Kräften?

Doch zurück nun in die Zeit vor 150 Jahren. Einer anderen Art lautloser Segler ist da noch zu gedenken. Im letzten Dämmerstreifen erst, bei Einbruch der Nacht waren sie erwacht und huschten nun aus versteckten Winkeln unter den Dächern der niederen Häuser hervor, im Fluge ihre Speise erhaschend: Fledermäuse.

Wer wohl sah, wann zuletzt noch, in unseren Tagen eine geisterhaft über seinem Haupte huschen?

(Dieser Beitrag wird fortgesetzt)

Spinne am Abend, erquickend und labend, Spinne am Morgen, Kummer und Sorgen, Spinne am Mittag, Freud' am Drit-Tag.

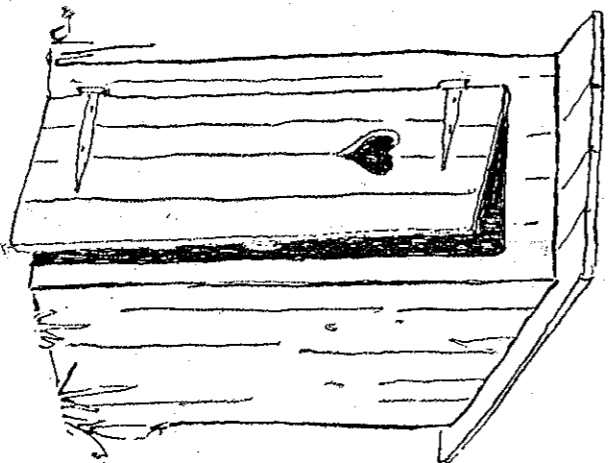
Dieser Volkspruch ist auch heute noch oft zu hören. Ausgerechnet Spinnen sollen so viel Einfluß auf den Menschen haben können? Dazu noch, da sie bei allen Hausfrauen verhaßt sind, daß sie bei vielen Abscheu und Ekel erregen, ja von manchen gefürchtet werden! Die Naturwissenschaftler dagegen behaupten, man könnte über die Spinnen ganze Bücher schreiben und bezeichnen sie als Wundergeschöpfe in der Natur und als Künstlerinnen im Bau ihrer Gewebe.

Wer Bescheid weiß über die alten Wetterregeln, der weiß auch die Spinnen als Wetterpropheten zu loben. Kein geringerer als Christoph von Schmid, der berühmte Jugendbuchautor und hoher geistlicher Würdenträger, erinnert sich in seinen „Erinnerungen aus meinem Leben“ gleich zweimal an die Spinnen. Er berichtet von einem Professor, der über diese Tiere sogar eine Rede hielt, und Schmidt merkt an: „Die Rede wurde mit großer Aufmerksamkeit gehört und ward in der Folge für manden Landwirt von großem Nutzen.“ Und an anderer Stelle, als er, nun Domkapitular in Augsburg geworden, einen Gast auf seiner Sternwarte empfing: „Sehen Sie, Herr Kollege, dort in der Ecke hatte schon längere Zeit eine Spinne ihr Netz ausgespannt und ich beobachtete an ihr den Witterungswechsel. Da kam unlangst eine Dame und streifte mit ihrem Sonnenschirm, wahrscheinlich aus Reinlichkeitsscheu, das Gewebe samt der Spinne ab. Ich empfand großen Ärger darüber und habe mir fest vorgenommen, nie mehr ein Trauenzimmer auf meine Sternwarte zu lassen, nie, nimmermehr!“

Nun, daß die Spinne wetterfühlig ist, das wollen wir gelten lassen, daß sie aber so viel Einfluß auf den Menschen auszuüben vermag, wie das Sprichwort sagt, das erregt doch etwas Zweifel. Und schon kommen die Gelehrten und verkünden mit spöttischer Miene, daß wir diesen Spruch gründlich mißverstehen. Die „Spinne“ habe nichts mit dem besagten Tierlein zu tun, denn richtig würde es „spinnen“ heißen, jene Tätigkeit, die früher am Rocken oder am Spinnrad ausübt wurde. Wenn am Abend gesponnen wurde, im Heimgarten oder der Hofstube, dann gab es auch Bier und Schnaps und die Spuddla wurden von den Buebe besucht.

Vom Leibe

Will man vornehm sein, so sagt man „Hüßle“. Der Westallgäuer bezeichnet aber diese Stätte als Leibe. Vielleicht rümpft dabei man-



cher die Nase. Aber auch dann muß er zugeben, daß diese Einrichtung so notwendig ist wie das

Von Ludwig Scheller

Spinne am Morgen - Spinne am Abend

Verständlich daß es heißt: Erquickend und labend! Wer jedoch aus Not gezwungen ist, schon in den frühen Morgenstunden zu spinnen, bei dem werden sich sicher mancher Kummer und manche Sorge eingenistet haben. Und die dritte Zeile des Verses? Einfach, wie in vielen anderen Sprüchen, findet sich auch hier der Aberglaube.

Die Lösung ist einfach und verständlich. Doch ob sie wirklich richtig ist? Da gibt es nämlich in Frankreich den Spruch:

Araignée du matin — chagrin,
Araignée du soir — espoir. Zu deutsch:
Spinne am Morgen — Kummer,
Spinne am Abend — Hoffnung.

Gewiß eine Ähnlichkeit mit dem deutschen Sprichwort. Wenn es aber nach der Weisheit der Gelehrten ginge, so müßte es heißen: Filer du matin, denn dieses Wort bedeutet die Tätigkeit des Spinnens, während das Spinnen mit Araignée bezeichnet wird. Also doch die Spinne?

Und da erfahren wir noch dazu, daß die alten Römer die Spinne ebenfalls als Orakelher, also als kleine Prophetin angesehen haben, die einmal Gutes, einmal Schlechtes voraussagen konnte. Sehen wir uns dann noch weiter um, so erfahren wir, daß auch in Südamerika, ja sogar in Australien die Spinne als Vorhersagerin angesehen wurde.

Ende des letzten Jahrhunderts hat bei uns Dr. Karl Reiser die alten Sprüche und Redensarten gesammelt. In Füssen fand er die ersten zwei Zellen des obigen Verses. In Unterthingau nur die Anschauung, daß der Anblick einer Spinne am Morgen Sorgen bringen würde, während am Abend Erquickung und Labung in Aussicht stünden.

Ich selbst erinnere mich an meine Großmutter, die keine Kreuzspinne aus dem Dachboden vertreiben ließ, denn sie war der festen Überzeugung, daß dann der Blitz einschlagen würde.

Und noch ein Trümpf für unsere Spinnentheorie: In den alten Spruchweisheiten vieler deutschen Stämme findet man den Aberglauben, daß eine Spinne den Bräutigam anmelde. So wäre auch die dritte Zeile unseres Spruches geklärt. Es mag uns heute diese „Spruchweisheit“ albem erscheinen. Es handelt sich aber doch um uraltes Volksgut, über das man ruhig etwas nachdenken darf.

tägliche Essen. Genau besehen ist dieses Wortlein überhaupt nicht anstößig. Da drückt sich der Oberbayer schon drastischer aus. Leibe ist übrigens ein uraltes Wort und ist sogar von den Königen und Kaisern ausgesprochen worden. Es bedeutet soviel wie Laube (Loubeln). Jede Burg hatte eine solche Einrichtung. Es war dies meist ein erkerartiger Vorbau mit einem Loch im Boden. Röhren waren jedoch nicht angebracht, denn nach dem Fallgesetz... In den Städten hatten nur die besseren Bürger, die Patrizier, einen solchen Ort. Die gewöhnlichen Städter benützten meist die Nischen an der Stadtmauer. Daher die vielen Aufzüge der Räte, man möge doch dort nicht immer ein „Ungemach“ machen. Da waren die Westallgäuer Bauern doch weit fortschrittlicher, denn sie hatten ihren Ab-ort auf den Misthaufen gebaut.

Vorsicht ist aber beim Gebrauch dieses Wortes geboten. Schrieb da eines Tages ein Journalist — es war ein Münchner — daß Dr. Weisnauer sei den schwäbischen Bauernstudenten in Landsberg ein echtes Allgäuer Leibe gezeigt habe. Auf dem Bild hält aber Dr. Weisnauer eine rote Weste in der Hand. Man sieht, was ein einziger Buchstabe anrichten kann. Einem Westallgäuer wäre das sicher nicht passiert, denn er weiß zu unterscheiden zwischen Leibe und Leibe.

Zur Beachtung: Die letzte Ausgabe (Januar-Februar) war die Nr. 20, nicht 19. Wir bitten dies richtigzustellen.